

"Lasse mir eine Dauerwelle machen"

Deutschlandradio Kultur. Politische Literatur

**Wladimir Gelfand: "Deutschland-Tagebuch 1945 - 1946.
Aufzeichnungen eines Rotarmisten"**

Von Suzanne Plog-Bontemps

Im Studio Robert Barg. Guten Abend und herzlich Willkommen. Heute mit dem Schwerpunktthema in Putins Russland.

Warum ich Putin nicht mag? Wegen seines Zynismus. Wegen seines Rassismus. Wegen des endlosen Krieges.

Wegen seiner Lügen. Wegen der Gasattacke im Musicaltheater Nordost. Wegen der unschuldigen Menschen, die während seiner Amtszeit umgebracht wurden.

Ein Sterben, das man hätte vermeiden können. Putin, der zufällig eine enorme Macht in die Hände bekam, gebraucht diese Macht mit für Russland katastrophalen Folgen. Ich mag ihn nicht, weil er die Menschen nicht mag.

Er erträgt uns nicht. Er verachtet uns. Er denkt, wir sind nur ein Mittel zum Zweck für ihn.

Ein Mittel zur Erfüllung seiner Machtambitionen. Und deswegen darf er alles, kann mit uns spielen, wie es ihm passt. Und er kann uns vernichten, wie es ihm passt.

Er glaubt, dass wir nichtswürdig sind. Er glaubt, dass er Zar und Gott zugleich ist, vor dem wir uns verneigen und fürchten müssen. In Russland hat es schon Führer mit ähnlicher Weltanschauung gegeben.

Dies hat zu Tragödien geführt. Zu großem Blutvergießen. Zu Bürgerkriegen.

Und das will ich nicht. Deswegen mag ich diesen typisch sowjetischen Tschekisten nicht, der über die roten Teppiche des Kreml zum russischen

Thron schreitet. Ein subjektiver, ein emotionaler, ein zorniger Blick auf das russische Staatsoberhaupt nachzulesen in dem Buch »In Putins Russland«, das vor kurzem von der russischen Journalistin Anna Politkovskaya veröffentlicht worden ist.

Zunächst aber nur im Ausland. Im Verlauf dieser Sendung werden noch Ausschnitte zu hören sein. Drei weitere Neuerscheinungen zum gegenwärtigen Innenleben Russlands sind heute ebenfalls vorgesehen.

Anschließend dann ein Ausflug in die jüngere Zeitgeschichte, wobei es um das Verhältnis zwischen Deutschen und Russen kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs bis zum Beginn der 90er Jahre gehen wird. Und auch einen Buchtipp wird es geben zu einem imaginären Land irgendwo zwischen dem Balkan und dem Ural. Zunächst aber noch einmal Anna Politkovskaya und eine Art Psychogramm Wladimir Putins, gelesen von Kerstin Fischer.

Putin hatte bereits mehrmals öffentlich gezeigt, dass er grundsätzlich nicht begreift, was eine Diskussion ist. Schon gar nicht, wenn ein Rangniederer mit einem Ranghöheren über Politik zu debattieren versucht. So etwas, meint Putin, darf es nicht geben.

Und falls ein Rangniederer sich das mit ihm als Staatsoberhaupt erlaubt, dann ist er ein Feind. Putin verhält sich so nicht, weil er von Geburt an ein Tyrann und Despot wäre, sondern weil er dazu erzogen wurde. Dieses Verhalten hat man ihm beim KGB eingetrichtert, dessen Drillsystem er für ideal hält, was er schon mehrmals öffentlich bekundet hat.

Wenn daher jemand nicht mit ihm einer Meinung ist, verlangt Putin kategorisch mit dieser Hysterie aufzuhören. Das erklärt auch, warum er sich im Wahlkampf nicht der Diskussion stellte. Da ist er überhaupt nicht in seinem Element.

Er ist nicht fähig zu debattieren. Er kann keinen Dialog führen. Seine Sache ist der Monolog, und zwar nach militärischem Muster.

Solange du ein Untergebener bist, halt den Mund. Wirst du zum Vorgesetzten, bist du derjenige, der Monologe hält. Und alle Untergebenen müssen so tun, als wären sie mit allem einverstanden.

Dieses streng hierarchische Denken führt mitunter zu Amtsenthebung und physischer Vernichtung. Und es steht hinter dem, was Khodorkovsky widerfahren ist. Auch ein zweiter Autor, Christian Wipperfürth, befasst sich mit, so der Titel, Putins Russland.

Um dann die Frage zu stellen, ein vertrauenswürdiger Partner? Beide Analysen hat sich Peter Josef Bock angesehen, der seine Sammelrezension mit Erlers Arbeit und einem Hinweis des Autors selbst beginnt. Die Verantwortung für diesen Text trage ich allein, schreibt der gelernte Osteuropahistoriker Gernot Erler im Vorwort, und geht damit sogleich auf

Distanz zum Politiker Erler. Immerhin, in seiner Funktion als stellvertretender Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion ist er dort so eine Art Chefaußenpolitiker.

Aber das ist übervorsichtig, denn seine Kritik an Putins Politik bleibt selbst in diesem Buch maßvoll. Erler akzeptiert, manchmal sogar mit ironischer Distanz, die russische Realität, und das heißt, einen Präsidenten Wladimir Putin, der mit seiner selbst erklärten gelenkten Demokratie den aufgeklärten Zaren gibt. Also verzichtet der Autor ausdrücklich auf die Erklärung russischer Gegenwartspolitik aus bisher unbekanntem Persönlichkeitsmerkmalern des Wladimir Putin, ebenso wie auf einen neuen Anlauf, das Besondere an dem gegenwärtigen politischen System Russlands, durch ein neues begriffliches Etikett auf den Punkt zu bringen.

Stattdessen versucht er Putins Regime an drei exemplarischen Konflikten zu illustrieren. Am Fall des tschetschenischen Terroranschlags in Beslan, am Prozess gegen den sogenannten Oligarchen Khodorkovsky und am Umgang der russischen Führung mit der Orangenrevolution in der Ukraine. Der Parlamentarier als Analytiker oder, wie man inzwischen sagt, als Analyst.

Alle drei Fälle schlirrt der Autor zwar nicht in epischer Breite, aber gut und verständlich aufgearbeitet, vor allem für ein Publikum, das mit der Materie nicht unbedingt in jeden Detail vertraut ist. Seine kontinuierlich leise Kritik verpackt Erler mit unauffälliger Wortwahl in eine Chronik der Ereignisse. Statt direkt Kritik zu üben, stellt Erler lieber Fragen oder zitiert kritische Fragen und Kommentare Dritter, wie hier etwa den prominenten russischen Menschenrechtler Sergej Kowaljow.

Wie keine generelle Kriegserklärung an die Zivilgesellschaft, wie Kowaljow befürchtet. Aber die Wirkung des Konflikts entspricht dieser Befürchtung ziemlich genau. Nur im Fall Tschetschenien kritisiert der Politiker im Gewande des Autors die Ignoranz der russischen Führung dann doch ein wenig deutlicher.

Mit der blutigen Geiselnahme von Beslan hat diese Reaktion auf die Verdrängung des Tschetschenien-Konflikts vorerst ihren extremsten und erschreckendsten Ausdruck gefunden. Und dennoch, Erler wirbt beim Westen beharrlich um ein größeres Verständnis für die russische Binnensicht. Bei einer Mehrheit der Bevölkerung habe Putin doch ganz offensichtlich Zustimmung gefunden, was ausländische Kritiker anscheinend nicht wahrnehmen.

Die Nachrichten über eine zunehmend autoritär gelenkte Demokratie stauten das Unbehagen weiter auf. Dem Westen erschloss sich die russische Binnenwahrnehmung vom Wechsel der Jelzin-Phase mit Chaos, Unsicherheit und Auflösung zur Putin-Phase mit Ordnung, Prosperität und nationalem Wiederaufstieg in keiner Weise. Ein ideales Russland à la Putin bedeutet die Verbindung von, Zitat, russischen Traditionswerten mit westlicher Modernität.

Aber mit Blick auf die Wirklichkeit, und dazu gehört, dass Putins Schule eben der Geheimdienst KGB war, stellt der Autor nüchtern fest, Die Anmutung, Wladimir Putin könnte sich von allem befreien, von seiner Herkunft, seiner beruflichen und politischen Sozialisation, seiner Umgebung, den Knebeln der Vergangenheit und den Untiefen der russischen politischen Kultur, um sich zum Anwalt eines westlichen Traums von Russland zu machen, entbehrt jeder realen Grundlage. Das könnte, kaum anders formuliert, jeder Historiker zum Beispiel auch über Peter den Großen geschrieben haben. Erler zeigt sich verwundert, dass der Unmut der öffentlichen Meinung über Putin im Ausland ausgerechnet nach dem Blutbad tschetschenischer Terroristen in der Schule von Beslan losbrach, einer Art 11.

September für Russland. Westliche Regierungen, allen voran Berlin, hatten deshalb sogleich versucht, derlei Kritik zu dämpfen und sich mit der russischen Führung, damit aber auch deren rücksichtslosem militärischen Vorgehen, solidarisiert. Am besten aufgearbeitet hat Erler den Fall Khodorkovsky, den er als Duell zwischen Präsident und Oligarch schildert, auch als Konflikt zweier gegensätzlicher Modelle, Russland zu modernisieren.

Der Autor stellt den Ex-Milliardär zwar keineswegs als Lichtgestalt dar, die Prominenz des Beschuldigten die ganze Welt auf dieses Herrschaftsinstrument der selektiven Rechtsanwendung in Russland aufmerksam gemacht. Die Zweifel am russischen Rechtsstaat sind dadurch gewachsen. Das haben Journalisten auch schon vor Erler geschrieben, aber so deutlich, wie er es formuliert, ist es doch ein großer Unterschied zu der Unbedenklichkeitsbescheinigung, die Bundeskanzler Schröder dem Präsidenten Putin in Sachen Khodorkovsky und Yukos ausgestellt hat.

Putins verlorenes Spiel So ist das Kapitel überschrieben, dass die misslungene Intervention des russischen Präsidenten und seiner Berater, der sogenannten Polittechnologen, in die ukrainischen Präsidentschaftswahlen schildert. Erler ist während des Schreibens ganz offensichtlich von den Ereignissen der Orangen Revolution in der Ukraine überrollt worden. Seine Darstellung liest sich wie eine Mischung aus Agenturmeldungen und Zitaten aus einem Reiseführer von Kiew.

Dennoch ist die chronologische Auflistung, die erste Deutung der Ereignisse sowie die Auswahl der Zitate lesenswert. So zitiert Erler wörtlich einen dieser Polittechnologen aus dem Dunstkreis des Kreml. Recht milde dann und mit einer reichlichen Portion Wunschdenken appelliert Erler an die politische Klasse in Moskau, durch bitter Abstand zu nehmen von einem großrussischen Revanchismus.

Wie eine Lichtgestalt taucht im Ukraine-Kapitel plötzlich der bis dahin angestrengt verschwiegene Name Gerhard Schröder auf, und zwar als der große Vermittler, der sein, Zitat, besonderes Vertrauensverhältnis dazu

genutzt habe, den russischen Präsidenten seinen Dutzfreund zu bewegen, der gerichtlichen Überprüfung der Wahlergebnisse, im Nachbarland Ukraine wohlgermerkt, zuzustimmen. Die Erklärung der Sowjetunion ist die größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts gewesen.

Beklagte Putin erst vor wenigen Wochen, kurz vor dem 60. Jahrestag des Sieges über Nazi-Deutschland am 9. Mai. Erler konnte also dieses Zitat noch nicht kennen, als er fast hellsichtig schrieb, Diese aus Sowjet-Nostalgie gespeiste Nationalideologie der raumgreifenden Stärke Russlands behindert tatsächlich eine Abgrenzung des Gestern vom Heute und legt der Modernisierung des Landes Steine in den Weg.

Auf Russland lastet seine Geschichte. Das Land findet nicht oder nur sehr schwer aus jenen Spurrillen heraus, die aus seiner Vergangenheit in die Gegenwart führen. Die schreibt sinngemäß auch Christian Wipperfürth in seinem Buch Putins Russland, ein vertrauenswürdiger Partner? Der Staat ist genötigt, als Modernisierungsagentur zu fungieren, da es an gesellschaftlichen Kräften mangelt, die Träger dieser Aufgabe sein könnten.

Indem er diese Funktion übernimmt, behindert er jedoch die Kräftigung der Zivilgesellschaft und somit die Wirksamkeit der Reformen. Verständnis für Russland und Putin. So könnte man das Motto Wipperfürths in fünf Worten zusammenfassen.

Der Politikwissenschaftler und Friedrich-Ebert-Stipendiat kennt das Land, denn er hat in den vergangenen Jahren als Gastdozent an der Staatlichen Universität St. Petersburg gelehrt. Über den Alltag des Landes weiß er recht gut Bescheid. Seine wissenschaftliche Arbeit ist sehr verständlich geschrieben, vor allem aber, sie schließt den an Russland interessierten Laien nicht aus.

Wipperfürth wollte, so der Untertitel seines Buches, Grundlagen, Hintergründe und Praxis russischer Außenpolitik unter Putin analysieren. Fast ein Drittel seines Textes ist zunächst der Innenpolitik des russischen Präsidenten gewidmet, und das liest sich in weiten Passagen wie eine Art Blaupause für die Russlandpolitik des noch amtierenden Bundeskanzlers, wohl sortiertes Basismaterial für eine Männerfreundschaft, die womöglich bald nur noch auf privater Ebene fortgesetzt werden könnte. Als verheerend verniedlichend muss in diesem Zusammenhang eine wipperfürthsche Formulierung wie diese über den Konflikt im Nordkaukasus gelten.

In Tschetschenien kommen zahllose Menschen ums Leben. Ach ja? Ein hohes Maß an Verständnis zeigt der Politologe übrigens für den Prozess der sogenannten Gelenkendemokratie, in deren Verlauf Putin vertraute, dass Parlament und Schlüsselmedien unter ihre Kontrolle gebracht haben, inzwischen sogar, wenn auch nicht unbedingt erfolgreich dabei sind, eine neue Staatsjugend zu etablieren. Die in Deutschland geläufige Gegenüberstellung des demokratischen Russland unter Jelzin und der autoritären Tendenzen unter Putin führt in die Irre.

Der Präsident ist keinem Masterplan zur Eliminierung der Demokratie gefolgt, die vor einigen Jahren angeblich noch ein beträchtliches Niveau aufgewiesen haben soll. Ausgehend von dieser ausgesprochen freundlichen Bewertung der Innenpolitik Putins analysiert Wipperfürth dann die russische Außenpolitik seit Jelzin, das Verhältnis zu Europa, den USA, Asien, den baltischen Ländern und den GUS-Staaten. All dies spricht er an.

Das aber ist eine Lektüre, die sich letztlich wohl nur für denjenigen richtig lohnt, der sich für die feinsten außenpolitischen Wurzelfäden einer einstigen Supermacht interessiert. Wipperfürth ist übrigens überzeugt, dass Putin sich nach dem Terroranschlag vom 11. September 2001 eindeutig an die Seite des Westens begeben habe und daraus Folge Wirtschaftliche Interessen Russlands sind das vielleicht dauerhafteste und verlässlichste Motiv einer engen Zusammenarbeit mit dem Westen, vor allem mit Deutschland.

Eine Richtschnur indes, an der sich Bundeskanzler Gerhard Schröder stets ebenso überangepasst orientiert hat wie sein Vorgänger Helmut Kohl. Auch eine in naher Zukunft nicht auszuschließende schwarz-gelbe Koalition dürfte kaum eine Russland-Politik nur unter missionarisch-moralischen Gesichtspunkten betreiben, obwohl dann mit Männerfreundschaften bei Sauna und Schlittenfahrten erst einmal Schluss sein dürfte. Aber in Russland sitzt man bekanntlich auch gern gemütlich beim Samovar und trinkt schwarzen Tee.

Und Angela Merkel soll ja sehr gut Russisch sprechen. Peter Josef Bock rezensierte Gernot Erler, Russland kommt, Putins Staat, der Kampf um Macht und Modernisierung. Erschienen im Verlag Herder, Freiburg im Breisgau, 190 Seiten für 8,90 Euro.

Und Christian Wipperfürth, Putins Russland, ein vertrauenswürdiger Partner, Ibidem-Verlag, Stuttgart, 225 Seiten zum Preis von 24,90 Euro. Die Nomenklatura will jetzt genauso üppig leben wie die neuen Russen und das bei verschwindend geringen offiziellen Gehältern. Sie will um keinen Preis der Welt die neue Ordnung gegen die alte sowjetische eintauschen.

Doch so ganz geheuer ist ihr diese neue Ordnung mit ihrem von der Gesellschaft immer nachdrücklicher eingeklagten Streben nach Recht und Ordnung nun auch wieder nicht. Also verwendet sie einen Großteil ihrer Zeit darauf, sich unter Umgehung von Recht und Ordnung persönlich zu bereichern. Mit dem Ergebnis, dass die Korruption unter Putin ein beispielloses Ausmaß erreichte, von der neuen alten putinschen Nomenklatura zu einer Blüte geführt, wie sie weder zur Zeit der Kommunisten noch unter Jelzin denkbar war.

Diese Korruption verschlingt das kleine und mittlere Unternehmertum, also den Mittelstand, lässt nur das große und supergroße Kapital überleben, Monopole und staatsnahe Unternehmen. Denn in Russland sind gerade sie

es, die nicht nur für ihre Eigentümer und Manager hohe stabile Gewinne abwerfen, sondern auch für die jeweiligen Protektoren in den staatlichen Verwaltungsstrukturen, ohne die bei uns kein einziges Großunternehmen existieren kann. In diesem Sumpf, der nichts mit Marktwirtschaft zu tun hat, kann die neue russische Parteionomenklatura, wie sie wieder wie in alten Sowjetzeiten gelernt wird, ihre Sehnsucht nach der UdSSR, nach ihren Mythen und Phantomen ausleben.

Putin versammelt recht gern Ehemalige, Leute aus den sowjetischen Führungsstäben unter seinen Fahnen. Da nimmt es nicht Wunder, dass der ideologische Überbau des putinschen Kapitalismus immer stärker Züge der späten Brezhnev-Zeit annimmt, die Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre von extremster wirtschaftlicher Stagnation gekennzeichnet war. Der Blick auf Russland aus den Augen einer Russin, der Journalistin Anna Politkovskaya.

Dmitry Trenin, auch er ist Russe, Militärspezialist und stellvertretender Direktor des Moskauer Carnegie Centers, eines als unabhängig geltenden Think-Tanks. Trenin hat Russlands künftige Position in einer sich umgestaltenden Welt interessiert, Russland die gestrandete Weltmacht, neue Strategien und die Wende zum Westen, so der Titel seines Buchs, das jetzt in deutscher Übersetzung vorliegt. Heinrich Vogel hat es sich angesehen.

An Veröffentlichungen über Russland herrscht derzeit kein Mangel. Die meisten beschäftigen sich mit den aktuellen Problemen der simulierten Demokratie unter Putin und der schwierigen Zusammenarbeit mit dem Westen. Dmitry Trenins im Murmann Verlag erschienenes Buch »Russland, die gestrandete Weltmacht« verdient es, hier als Ausnahme hervorgehoben zu werden.

Schade, dass der Verlag glaubte, den Originaltitel der englischen Ausgabe, »Das Ende Eurasiens«, ignorieren zu müssen, denn genau darum geht es dem Verfasser, nicht um das Stranden einer Weltmacht. Trenin fragt nach der Identität und dem künftigen Standort Russlands in der Weltpolitik und ersetzt bei jener Auseinandersetzung mit dem imperialen Erbe der Sowjetunion an, der sich die neuen politischen Eliten Moskaus in aller Regel entziehen. Die Feierlichkeiten zum 60.

Jahrestag des sowjetischen Sieges über Nazi-Deutschland lieferten jedenfalls genügend Anschauungsmaterial für eine nostalgische Grundhaltung, die auch in der jüngsten Botschaft des russischen Präsidenten zur lagernden Nation anklang. Für Wladimir Putin ist der Zusammenbruch der Sowjetunion die »größte geopolitische Katastrophe des zwanzigsten Jahrhunderts«. Dmitry Trenin formuliert das Fazit seines historisch-politischen Rückblicks ähnlich.

Auch für ihn ist das Ende der Sowjetunion eine Zitat »Katastrophe«, aber »keine Tragödie und letztlich nur der Schlusspunkt einer langen Ära«. Dieser

Zusatz spiegelt das Anliegen des Verfassers, der das Versagen der, wie er formuliert, »eindimensionalen Supermacht Sowjetunion« mit der Untauglichkeit des überkommenen eurasischen Konzepts begründet, ohne es zu betrauern. Andererseits kritisiert er aber auch die russischen Liberalen, weil sie die geopolitischen Aspekte, die praktischen Probleme von Raum und Identität in der Diskussion über die Optionen russischer Außenpolitik ausblenden.

Der mit dem Zerfall der Sowjetunion eingetretene Bruch der historischen Kontinuität erfordert für Trenin einen sorgfältig balancierten Neubeginn zwischen drei Fronten, dem Westen, dem Süden und dem sogenannten fernöstlichen Hinterhof. Das klingt martialischer, als es der Verfasser meint, denn er handelt die verschiedenen Aspekte der Abgrenzung gegenüber den neuen Nachbarn Russlands in der G.U.S., wie auch gegenüber der Außenwelt, mit viel Detailkenntnis ab, ohne in die gängige Suada russischer Geostrategen zu verfallen oder sich lange mit den wuchernden Verschwörungstheorien zur Rolle der U.S.A. oder des Westens aufzuhalten. Trenin gehört zu den wenigen unsentimentalen Patrioten in der politischen Elite des heutigen Russland.

Und genau dies erhöht den Wert seiner Analyse. Seine Kernaussagen sind gut dokumentiert, und man merkt, dass er die Moskauer Szene, wie nur wenige sonst, von innen kennt. Was ihn aus der Vielzahl vor allem russischer Autoren heraushebt, ist der klare Stil und der grundsätzliche Optimismus, mit dem er den geopolitischen Horizont nach Orientierungspunkten für eine realistische und kooperative Außenpolitik seines Landes absucht.

Trenin kritisiert die Wissensdefizite in Moskau über die neuen Nachbarn im postsovjetschen Raum und die Arroganz der herrschenden Eliten, die glauben, den russischen Einfluß in jedem Fall mit dem Griff in die Trickkiste politischer Technologien sichern zu können. Aber er warnt zugleich vor den im Westen gängigen Karikaturen von Russland als einem »aggressiven Rückfalltäter oder missratenen Produkt des postkommunistischen Übergangs«, chaotisch, unberechenbar unter Jeltsin, autoritär und kryptokapitalistisch unter Putin. Keines der häufig verdrängten Themen fehlt, von Tschetschenien über die Frage territorialer Zugeständnisse an Japan, das doppelbödige Verhältnis zu China, bis hin zur unveränderten Gültigkeit des Kalküls der nuklearen Abschreckung.

Trenins Vision aber ist nicht die Integration in die EU, jener verbale Wechselrahmen der europäischen Debatte, sondern die langfristige Umorientierung auf europäische Standards, mit der Begründung, dass »sich Russland der Realität der wachsenden Union ohnehin wird anpassen müssen.« Wer nach einer unabhängigen und klarsichtigen Analyse aus Russland über die Frage nach dem adäquaten Platz dieses Landes in einer rapide sich verändernden Welt sucht, sollte dieses Buch zur Hand nehmen. Die Lektüre lohnt sich. Heinrich Vogel besprach Dimitri Trenin, Russland, die gestrandete Weltmacht, neue Strategien und die Wende zum Westen.

Erschienen im Murmann Verlag, Hamburg, erhältlich für 24,90 Euro. Pessimistisch ist der Ton, in dem Anna Politkovskaya mit Putins Russland abrechnet. Nichts Gutes sieht sie voraus, aber aufzugeben, das ist ihr ebenso zuwider.

Man will nicht glauben, dass der politische Winter wieder für Jahrzehnte in Russland Einzug hält. Man möchte so gern leben. Man möchte, dass die Kinder in Ruhe aufwachsen, dass die Enkelkinder in Freiheit geboren werden.

Daher die Sehnsucht nach einem baldigen Tauwetter. Aber nur wir selbst können das politische Klima in Russland ändern, sonst keiner. Auf ein Tauwetter zu warten, das wie unter Gorbatschow vom Kreml ausgeht, wäre dumm und unrealistisch.

Und auch der Westen wird uns nicht helfen. Er reagiert schlapp auf Putins Anti-Terror-Politik. Dem Westen kommt vieles zu Pass, Wodka, Kaviar, Gas, Öl, Bären, eigentümliche Menschen.

Der exotische russische Markt spielt die vorgesehene Rolle. Mehr benötigen Europa und der Rest der Welt nicht von unserem Land, das ein Siebtel der Erdoberfläche bedeckt. Ihr sagt immer nur El Kaida, El Kaida.

Ein verdammter Slogan. Es ist das Einfachste, die Verantwortung für jede neue blutige Tragödie wegzuschieben. Es ist das Primitivste, womit man das Bewusstsein einer Gesellschaft einlullen kann, die davon träumt, eingelullt zu werden.

Anna Balitkowskaia. Der Titel ihres Buches, In Putins Russland, es ist erschienen im Verlag Dumont in Köln und hat 314 Seiten. Es kostet 24,90 Euro.

Anfang Mai war es genau 60 Jahre her, seit der Zweite Weltkrieg in Europa mit der Kapitulation Deutschlands geendet hatte. Die Sowjetunion, deren Bevölkerung unvorstellbares Leid hatte durchmachen müssen, war eine der Siegnationen.

Wladimir Gelfand erlebte den deutschen Zusammenbruch als junger Offizier unweit von Berlin und gehörte dann zum ersten Kontingent von Besatzungssoldaten in der damaligen sowjetisch besetzten Zone.

Über diese Zeit machte er sich fleißig Privatnotizen, die aber erst jetzt nach seinem Tod gefunden und veröffentlicht worden sind.

Deutschland Tagebuch 1945-1946 Aufzeichnungen eines Rotarmisten.
Susanne Ploug-Bontemps hat sie gelesen und lässt Gelfand zunächst selbst zu Wort kommen.

«Jetzt bin ich in dem Örtchen Rüdersdorf, nicht weit von unserem Lager. Lasse mir, rein Interesse halber, eine Dauerwelle machen, die sechs Monate halten soll. Zwei Stunden werde ich rundum bearbeitet. Eine junge, hübsche Deutsche kümmert sich besonders emsig um meine Haare. Mit der sollte ich mich anfreunden und mir an ihrer Seite die Zeit vertreiben», - vertraut der 22-jährige Rotarmist Wladimir Gelfand am 12. Juli 1945, zwei Monate nach Kriegsende, seinem Tagebuch an.

Als Stabsoffizier erlebt er die ersten Friedenswochen in verschiedenen Einsätzen in und um Berlin. Der Albtraum der letzten Kriegsmonate, der Sturm auf Berlin, der erbitterte Häuserkampf, Kampfhandlungen, in denen zehntausende sowjetische Soldaten gefallen sind, scheinen den jungen, selbstverliebten Unterleutnant Gelfand nicht mehr zu drücken. Neugierig und gelassen, naiv und nur auf sich selbst konzentriert ist Gelfands Blick auf das fremde Land und seine Bewohner.

Trümmer, Ruinen, marodierende Rotarmisten, verängstigte, flüchtende Frauen, Kinder, Alte, diese Bilder und Eindrücke des Schreckens nimmt Wladimir Gelfand nicht wahr, zumindest notiert hat er sie nicht. Ebenso fehlen Analysen und Kommentare, wie sie sonst bei Chronisten üblich sind. In Gelfands Deutschland-Tagebuch gibt es keine Gesänge über Heldentaten, kein Trommelwirbel ist zu hören, kein Siegestaumel zu verspüren.

Der Untergang Nazi-Deutschlands ist für ihn gerecht, die Deutschen haben sich die Folgen des Krieges selbst zuzuschreiben. Aber der Leutnant empfindet keine Rachegefühle, schon gar nicht schwelgt er in Vergeltungsfantasien. Nur einmal ist der Rotarmist dem Gerücht von einem deutschen Frauenbataillon und angeblich gepfählten Soldatinnen aufgesessen.

Seine Sicht auf das besiegte Deutschland und die Deutschen überrascht. Denn der ukrainische Jude Wladimir Gelfand weiß zu diesem Zeitpunkt bereits, dass viele Angehörige seines Vaters in deutschen Gaswagen umgebracht worden sind. Gelfand ist Kommunist, Parteimitglied.

Seit Mai 1942 hat er für sein Vaterland gekämpft, bis auf die allerletzten Monate immer an vorderster Front. Und die ganze Zeit hat Wladimir Gelfand ein Tagebuch geführt, auch als er im Januar 1945 an die Front abkommandiert wird. Seine literarische Hinterlassenschaft füllt mehrere Koffer.

Ein Teil dieser Aufzeichnungen Gelfands sind jetzt als »Deutschland-Tagebuch 1945 bis 1946« in einer gut dokumentierten Ausgabe erschienen.

Gelfands Sohn Vitali, der 1995 nach Deutschland ausgewandert ist, hat die Sammlung mitgebracht. Gelfands Aufzeichnungen beginnen im Januar 1945.

Von Anfang an wird deutlich, dass Wladimir Gelfand, der in seiner Freizeit Gedichte schreibt und von einer Karriere als Schriftsteller träumt, immer schlechter mit dem Soldatenleben zurechtkommt. Er berichtet von Feindseligkeit und Missgunst in der Kompanie, von betrunkenen, prügelnden Vorgesetzten, von sinnlosem Vandalismus.

„Niemand verbietet uns, den Deutschen das zu nehmen und zu zerstören, was sie zuvor bei uns geraubt haben. Ich bin überaus zufrieden. Nur der sinnlose Radau von Hauptmann Schickin und insbesondere Karpjenko gefällt mir nicht. Gestern zum Beispiel hat Ripkin eine Büste von Schiller zerschlagen und hätte wohl auch Goethe vernichtet, wenn ich ihn, diesen Narren nicht aus den Händen gerissen, mit Lappen umwickelt und weggepackt hätte. Genies können nicht mit Barbaren gleichgesetzt werden, und ihr Andenken zu zerstören, ist für einen zivilisierten Menschen eine große Sünde und eine Schande“.

30. Januar 1945.

Die verschiedenen Tätigkeiten als Besatzungsoffizier in Berlin füllen den jungen, neugierigen Ukrainer nicht aus.

Ständig und bewusst verstößt er gegen Verordnungen und Verbote. In diesem Teil der Aufzeichnungen spricht nicht der Militär, sondern der Zivilist Gelfand, der sich im einstigen Feindesland aufmacht, eine neue Welt und dabei sich selbst zu entdecken.

Am 9. August 1945 notiert er *»Es ist uns verboten, mit den Deutschen zu sprechen, bei ihnen zu übernachten, einzukaufen. Das kann doch nicht sein. Wir sind Menschen, können nicht in einem Käfig sitzen. Was ich will, Freiheit, die Freiheit zu leben, zu denken, zu arbeiten, das Leben zu genießen.«*

Und wie er seinem Tagebuch anvertraut, gelingt es dem hübschen Rotarmisten mit dem lockigen Haar, sein Leben zu genießen. Fast schon arglos und ohne sich rückzuversichern, wirft er sich in diese für ihn neue Welt.

Er lernt Deutsch, liest viel, besucht Theater, geht ins Kino. Der im Stalinismus aufgewachsene Sowjetbürger vergleicht Neues mit Altbekanntem, Deutsche und Russen. Gerade diese kleinen Beobachtungen gehören zu den besten Passagen von Gelfands Aufzeichnungen.

Schon in den ersten Tagen erwirbt er ein Fahrrad und eine Kamera und zieht dann los, um die neue Welt um ihn herum zu dokumentieren, vor

allem aber, um sich selbst darin abzulichten. Gelfand mit Sonnenbrille, Gelfand mit Zylinder, Gelfand im modischen Zweireiher mit Hut, Gelfand in der Kleinstadt Kaput, Gelfand vor dem Brandenburger Tor, vor dem Reichstag, am Gendarmenmarkt, Gelfand in Wolgast, in Stettin. Landschaften, Dörfer, Städte, gierig saugt er alles in sich hinein.

Der fleißige Chronist, der ohne weiteres bekennt, ich bin wirklich ein selbstverliebter Typ, er ist jetzt vor allem mit seiner Wirkung auf andere beschäftigt, ist besorgt um sein Aussehen und seine Kleidung. Er will beim weiblichen Geschlecht Eindruck machen, will lieben und geliebt werden. Zahlreiche deutsche Mädchen erliegen dem Charme des sowjetischen Offiziers, der sie mit Fotos und Bonbons verwöhnt.

Gelfands Aufzeichnungen waren sicher nie für eine Veröffentlichung bestimmt, liefern aber gerade deshalb unverstellte Eindrücke aus Deutschland und von seinen Bewohnern in den ersten Monaten nach Kriegsende. Aus russischer Sicht beschrieben in der Haltung eines aktiv teilnehmenden und mit seiner deutschen Umgebung kommunizierenden Zeitgenossen hat man dies bisher so noch nicht nachlesen können.

Susanne Ploug-Bontemps besprach Wladimir Gelfand, Deutschland-Tagebuch 1945 bis 1946. Aufzeichnungen eines Rotarmisten erschienen im Aufbau Verlag Berlin 357 Seiten zum Preis von 22,90 Euro.

Der Blickwinkel der deutschen Bevölkerung in der späteren DDR auf die sowjetischen, dann schließlich russischen Soldaten hat Silke Satjoukow interessiert. Sie gab jetzt einen Band mit einer Reihe entsprechender Interviews heraus.

Die Russen kommen – Erinnerungen an sowjetische Soldaten 1945 bis 1992. Elke Durack rezensiert. Fast 30 Frauen und Männer unterschiedlichen Alters geben Auskunft, erinnern sich verblüffend detailliert an viele Begebenheiten und Beobachtungen, auch kleine, auch viele Jahre zurückliegende.

Vor allem diese persönlichen Geschichten machen das Buch lesenswert. Die Befragten denken noch einmal nach über ihr Leben in der DDR, über die Russen, die verlogene Propaganda, über Freundschaft und Menschenrechte. So wie zum Beispiel Antje Guttermann, 1944 in Buttstädt geboren.

Ich erinnere mich, dass mal ein großer Feiertag mit den Russen begangen wurde. Das war so in den 80er Jahren. Ich bin mit in die Garnison zum

Feiern gegangen, suchte eine Toilette und landete schließlich im Speiseraum der Soldaten.

Da gab es nur eine sparsame Beleuchtung. Da standen große, junge Männer mit kahlgeschorenen Köpfen. Sie hatten zerrissene Unterhemden an und nichts darüber.

Sie hantierten mit Alunäpfen, stark zerbeulten Alunäpfen. Im Raum stand ein Tisch, der bestand nur aus einer Bohle. Die war im Erdboden verankert und dahinter diente eine zweite Bohle als Bank.

Es war so düster, ich dachte, ich sei in der Hölle. So etwas Gespenstisches, diese Bänke, diese verbeulten Näpfe, diese Schüsseln und diese jungen Männer. Es waren ganz schmale, hagere Jungs und diese zerrissenen Leinenunterhemden.

Ich war ganz entsetzt. Ich dachte, das kann doch nicht wahr sein. Ich bin dann hoch und raus, angstvoll, muss ich Ihnen sagen, richtig panisch.

Und die da oben haben getanzt und getrunken. Carsten B., 1955 in Weimar geboren, machte eine ähnliche Beobachtung. Wenn ich einen Muschkoten sah, dachte ich immer, der arme Kerl.

Es wurde öfter mal bekannt, dass man sie streng gezüchtigt hat. Die Folgen solcher Strafen sah man ihnen an. Sie traten sehr demütig auf.

Wenn bekannt wurde, dass jemand abgehauen war, empfand man eher Mitleid. Verraten hätte man sie eher nicht. Mitleid mit den Rossen.

Ein überraschender Eindruck, wenn man bedenkt, dass es hier ja eigentlich um die Besatzer geht, um mehr als vier Jahrzehnte, in denen sie in Thüringen stationiert waren, viele Probleme gebracht und gemacht haben. Mitleid vor allem mit den einfachen Soldaten entsetzt darüber, wie sie behandelt wurden. Das deckte sich nicht mit dem von der Staatsführung sonst so apodiktisch verkündeten sogenannten sozialistischen Menschenbild.

Dietrich G., 1949 in Weimar geboren, sieht das im Nachhinein so. Die Generation meines Vaters hatte mit den Russen kaum etwas zu tun und wollte auch nichts mit ihnen zu tun haben. Die erste Nachkriegsgeneration dagegen wuchs mit den Russen auf und hatte keine Vorurteile.

Man war ja damals noch ein Kind. Aber für die Generation danach gab es kaum noch Möglichkeiten, wirkliche Kontakte zu knüpfen. Sie wurden durch die Partei und den Staat gedrängt und in eine bestimmte Richtung geschoben.

Man könnte sagen, dass der Zwang die Freundschaft verhindert hat. Thüringen war voll von sowjetischen Truppen, Garnisonen und

Truppenübungsplätzen, die Belastung für die Bevölkerung hoch. Um das abzumildern, erfand die DDR-Führung die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, die DSF.

Ein zweckloser Versuch, Freundschaft von oben zu erzwingen und zu steuern. Wie so etwas konkret aussah, schildert in dem Band Die Russen kommen der 1941 in Jena geborene Klaus R. Ich war Kassierer beim DSF-Vorstand. Die ganze Sache war aber mehr eine einseitige Angelegenheit, ein gewisses Anbieten der Deutschen bei den Russen, so habe ich es jedenfalls empfunden.

Die Mitgliedschaft war in den meisten Betrieben zwar kein direktes Muss, aber es wurde viel Wert darauf gelegt, dass jeder mitmachte. Wie haben Sie die ersten Russen kennengelernt? Hatten Sie Angst? Wie kamen Sie in Kontakt? Wie standen Sie zur Deutsch-Sowjetischen Freundschaft? Was haben 40 Jahre Zusammenleben in den Köpfen verändert? Es sind diese und ähnliche immer wiederkehrende Fragen, die das Lesen des Buches einfach machen, hin und wieder aber auch zum Weiterblättern verführen, weil sich manche Geschichten ähnlicher werden, je länger die DDR-Zeit zurückliegt, über die erzählt wird. Aus den ersten Besatzerjahren erfahren die Leser viele Geschichten rund um den blühenden Handel untereinander und miteinander, der später allerdings auch im Großen weiterbetrieben wurde.

Betriebe brauchten Arbeitskräfte, die Garnisonen irgendwelche Maschinen und umgekehrt. Eine Art von modernem Warenaustausch, Wechselgeschäfte entlang der offiziellen Linie, häufig genug am Rande der Legalität. Konserven gegen Arbeitskräfte zum Beispiel, Benzin gegen Geld oder Alkohol.

DDR-Alltagsgeschichten der besonderen Art, auch von persönlichen familiären Kontakten, die aber nicht wirklich erwünscht und dann fast nur zu Offizieren und ihren Familien möglich waren. Bevor die Erinnerungen an die Zeit mit den Russen in der DDR verblassen, hat sie die Thüringer Landeszentrale für politische Bildung sammeln lassen und anschließend verlegt. Dann war sie allerdings selbst überrascht vom großen Interesse beim zumeist älteren Publikum.

Mit der zweiten Auflage sind schon dreieinhalbtausend Exemplare erschienen. Lesungen sind gut besucht. Man will offensichtlich hören, ob andere Ähnliches erlebt haben.

Vielleicht ist es ja deshalb vor allem ein ostdeutsches Buch. Für westdeutsche Interessierte könnte der Vergleich mit den eigenen Erlebnissen im Umgang mit ihren fremden Soldaten interessant sein, den Amerikanern, den Engländern und den Franzosen. Die Russen kommen.

Erinnerungen an sowjetische Soldaten 1945 bis 1992. Elke Durack hat dieses 231 Seiten umfassende Buch besprochen, das Silke Satjoukow bei

der Landeszentrale für politische Bildung Thüringen in Erfurt herausgegeben hat. Verabschieden möchte ich mich von Ihnen mit einem eher heiteren Schlussakkord, mit einem Hinweis auf ein Buch, dem ein hierzulande seltenes Kunststück gelungen ist.

Es verbindet, besser gesagt, es verfremdet elegant Elemente der Politik, des Zeitgeistslang, Satire und Ironie. Vor allem aber der Inhalt, so leichtfüßig er sprachlich daherkommt, bürstet gegen den Strich, will vorsätzlich politisch inkorrekt sein, verstört hier und da sogar, denn er überhöht Klischees, aber dadurch entlarvt er sie. Schon der Titel des von Santo Chilauro und anderen Co-Autoren verfassten Taschenbuchs gibt die Tonart vor.

»Molvanien, Land des schadhaften Lächelns«. Sie wissen nicht, wo Molvanien liegt? Dann empfehle ich Ihnen diesen Reiseführer aus der sogenannten »Jetlag Travel Guide«-Serie des Münchner Heine Verlags ganz besonders. Aber Vorsicht! Sollten Sie weltoffen und neugierig sein, könnten Sie nach der Lektüre schnell Lust bekommen, Molvanien selbst kennenzulernen.

Oder aber die Offenheit der Autorin schreckt Sie so nachhaltig ab, dass Sie sich schwören, nie im Leben dorthin zu fahren. Dann gehören Sie wahrscheinlich zu jenen Zeitgenossen, für die der sprichwörtliche Balkan bereits hinter dem Wiener Westbahnhof beginnt. Das aber wäre schade – für Sie und natürlich auch für Molvanien.

Molvanien also, nicht Moldova, nicht Kakanien, auch nicht Rumänien oder Bulgarien. In der GUS liegen könnte Molvanien allerdings schon. Erinnerung es doch mit seiner Geschichte, seinen Sitten und Gebräuchen verdächtig an bestimmte Gepflogenheiten, wie sie in der einen oder anderen Ex-Sowjet-Republik anzutreffen sind.

Kurze Leseprobe gefällig? Sagen wir zum Stichwort »Geschichte«? Man braucht in Molvanien nicht weit zu reisen, um auf den Namen »Schlonko Busbus« zu stoßen. Nach diesem bahnbrechenden Staatsmann, bekannt als »Vater des modernen Molvanien« oder familiär als »Bubu«, sind Straßen, Brücken, Statuen, Flüsse und sogar eine ansteckende Krankheit benannt. Man erinnert sich an Bubu vor allem wegen seiner visionären wirtschaftlichen Führung während der großen Depression von 1932.

Es waren finstere Zeiten für die Welt und Molvanien. Hyperinflation zwang die Leute dazu, mit Schubkarren voller Geld zu schlichten Lebensmitteleinkäufen zu fahren. Durch einen Geniestreich zeigte sich »Schlonko Busbus« weit listiger als die gesamte Weltfinanz.

Er erklärte Schubkarren zu legalen Zahlungsmitteln. Auch nach seiner Pensionierung arbeitete Busbus unermüdlich daran, die vielen widerstreitenden Gruppierungen der molvanischen Politik zu vereinigen. Er gründete und leitete kurze Zeit eine Koalition namens »Einheitspartei der Tyrannen, Despoten und Diktatoren«.

Mit fortschreitendem Alter ließ leider sein Augenlicht ebenso stark nach wie seine Wahrung der Menschenrechte. Dieser »verschwommene Visionär«, wie er in einer Vorladung des UN-Kriegsverbrechertribunals genannt wurde, starb schließlich 1962 eines natürlichen Todes. Er wurde ermordet.

Zahllose konkrete Tipps zu Land und Leuten gibt es natürlich auch, wie in jedem ordentlichen Reiseführer. Erhobene Stimmen und wildes Gestikulieren sind üblich, und an dem Außenseiter mag es so vorkommen, als ob die Menschen einander nicht besonders mögen. In Wahrheit sind die Molvanier jedoch ein sehr unverblühtes Volk und kümmern sich nicht besonders um die Feinheiten des menschlichen Miteinanders.

Einem anderen Autofahrer mit der Faust zu drohen oder einen Familienmitglied anzuspucken, gehört für diese lockeren Leute zum gewöhnlichen Alltag. Ein Neueinkömmling braucht natürlich eine gewisse Zeit, um festzustellen, wie er auf ein solches Verhalten reagieren sollte, die genaue Abstufung der Grobheit zum Beispiel, die nötig ist, um die Aufmerksamkeit eines Kellners zu erhalten. Wenn sie zu sanft sind, wird er sie ignorieren.

Wenn sie zu aggressiv sind, könnte er eine verborgene Waffe ziehen. Mein Rat, lieber zu höflich sein. Sagen Sie Bobra Danke sehr zu Ihrem Concierge und frisst Sie bitte zum Kellner.

Sagen Sie Ihrem Taxifahrer, sein Wagen sei sauber. Tatsächlich gibt es keine molvanische Formulierung für diese Situation, aber Sie können sicher mit Gästen behelfen. Kurz gesagt, versuchen Sie es mit Höflichkeit und lassen Sie sich überraschen, wie weit Sie damit kommen.

Darum, wer das Abenteuer sucht, auf nach Molvanien ins Land des schadhaften Lächelns. Die dafür überlebensnotwendigen Basisinformationen gibt es für 14,90 Euro in dem gleichnamigen, 175 Seiten starken Reiseführer, der beim Heine Verlag München erschienen ist. Musik Soviel für heute in der politischen Literatur.

Anschließend nach den Nachrichten hier im Deutschlandfunk die Studiozeit mit dem Musikjournal. Für Ihr Interesse vielen Dank. Einen schönen Abend noch wünscht Ihnen Robert Bahn.

Musik

Transkribiert von [TurboScribe.ai](https://www.turbo.scribe.ai).